

Die Sonne und das Schicksal.

Die Sonne admet völlig gleich, Was sie beschneit auf Erden, Durch nichts vermag in ihrem Reich Sie je bewegt zu werden.

Gewohnt an ihren alten Lauf Von einem Tag zum andern, Geht sie am Himmel leuchtend auf, Um leuchtend zu entwandern.

So legt sie ihre Bahn zurück, Um's Schicksal unbedürftig, Das heute schafft ein Menschenglück — Und morgen es zertrümmert.

Die Violine.

Stimme von A g a t h e H e r m a n n.

Der Herr Rechnungsrath war schlechter Laune. Muthig schritt er in seiner Junggesellenstube umher, und die beiden Rauchwolken, mit denen er sich umgab, zeigten Frau Annemarie Maier — der braven Haushälterin des gestrenghen Herrn, die eben den Abendtisch deckte — seine starke Erregung. Es war aber auch wirklich zu toll. Da wohnte man weit draußen vor'm Thor in einem kleinen, mit wildem Wein umspannen Gartenhaus — wo die Ulmen und Birken zum Fenster hereinblickten. Man ist voller Glückseligkeit, so ein stilles Heim, abseits vom lauten Weltgetriebe, gefunden zu haben. Man freut sich der abendlichen Stille ringsum, der letzten schmelzenden Strophen des Unselbiedes in den hohen Bäumen, all der Blütenpracht, die über den Gärten umher ausgegossen liegt, als habe sie der liebe Herrgott eigens nur für ihn, den Herrn Rechnungsrath, geschaffen. Da fällt diesem Rentier Huber plötzlich ein, daß er in befestigtem Gartenhaus, seinem Eigenthum, ja noch ein Mansardenzimmer zu vermieten habe. Und richtig, als der Herr Rath eines schönen Tages vom Bureau heimkommt, erblickt er voll Schrecken oben am Mansardenanker weiße Gardinen, dahinter ein blaßes Frauenge- sicht — die neue Miethspartei ist eingezogen.

„Lebt sie ganz allein? Wie sieht sie denn aus, Maier?“ fragte der Herr Rath und deutete mit der Pfeifen- spitze nach oben. Seit zwei Tagen kam er aus der Angst vor etwaigen unliebsamen Ueberlastungen nicht heraus; es war zu unbehaglich, nicht mehr Alleinhercherchen im Haus zu sein! „Racht sie Radau, wenn ich nicht daheim bin?“ — „Nein, Gott bewahre, Herr Rath! Das ist ja so'n stilles, alleiniges Frauenzimmer; die mußt sich nicht und geht immer so leise, daß man 'nen Schreden kriegt, wenn sie plötzlich vor einem steht, man weiß nicht wieso, woher, mit ihrem weichen Gesicht und den schwarzen Kleibern. Dünn is sie, Herr Rath, unheimlich, wie 'ne Latte, ja!“ Und Frau Maier sah bedröckigt an ihrer runden Figur herab. „Tagsüber is sie ja gar nicht zu Haus; was sie draußen treibt, weiß ich nicht, es is 'ne ganz Verschlossene, die!“ Ein leiser Gröhl regte sich in der Maierin beim Gedanken an die wiederholten vergeblichen Versuche zur Befriedigung ihrer, wie sie wöhnlich, berechtig- ten Neugierde. „Und was ich noch sa- gen wollte, Herr Rath —“ „Hm, was denn?“ — „Ja, sie läßt fragen, das Fräulein da droben, ob Sie's wohl genieren thät, wenn sie Abends 'n Stündchen Bigeline, ich wollt' sa- gen, Violine, spielen thäte.“

„Was?“ Der Herr Rath glaubte, nicht recht zu hören. Ein Frauenzimmer und Violine! Verückt! — Er schüt- telte den Kopf. Nein, so etwas war noch nicht da! Aber er hat's doch ge- ahnt! — „Das brauch's nicht, das duide ich nicht!“ Sagen Sie das der alten Schraube!“ schrie er zornig. „So ein Gefiedel bei der Nacht fehlt mir gerade noch; da wird nichts draus!“ — Er paffte wie ein Schlot vor Aufregung. „Aber, Herr Rath!“ wachte die Maierin einen schüchternen Einwand, „ein Stündchen will sie doch nur spielen, und eigent- lich“ — sie nahm vortheilig die Thür- klinker in die Hand — „eigentlich kön- nen Sie's ihr gar nicht verbieten.“

„Oho! Warum nicht?“ schrie er. „Weil jeder Miether spielen darf bis halber elfe!“ — „Nein, hinaus!“ lobte der etwas polterische Herr Rath. Aber die Maierin war schon draußen und lachte vor sich hin: „Er wird's schon bulden müssen!“

Das Fräulein da oben hatte wirk- lich die Stechitz, allabendlich Violine zu spielen. Der Rath war außer sich. „Grob zum Trost thut sie's,“

gröhlte er. Doch darin hatte er un- recht. Er wußte ja nicht, daß die gutmüthige Maierin auf die erneute schüchternen Anfrage der Mietherin die Befugnisse eigenmächtig überschritt. Das blaße, dünne Ding dauerte sie so, und mit Staunen sah es die Maierin, alt war sie noch gar nicht; nur weiß und lebend sah sie aus zum Götterbarmen. Die gute Frau Maier war gerührt, und das gab den Aus- schlag. „Dem Herrn Rath ist's ganz recht, Fräulein.“ flötete sie, „Spie- len's nur getroßt!“ Sie bereute auch — sonst die Ehrlichkeit selbst — die kleine Lüge nicht, als sie die dankbaren Blide in dem müden Gesicht aufleuchten sah. „Spielen's nur, Fräulein,“ wiederholte sie. — „Ach danke, o ich danke!“ antwortete die schwache Frauenstimme. „Aber bitte, das ist ein Ferkel von Ihnen, ich bin kein Fräulein.“ Leise, höflich fügte sie bei: „Ich bin Witwe.“

„Herr Rath, die von droben is 'ne Witwe, keine alte Jungfer,“ sagte die Maierin eines Mittags beim Abräu- men zu ihrem Herrn, „und —“

„Zum Ruck, laß mich in Frieden mit der albernen Person!“ schrie der Rath erobst. „Ra, na!“ — „Nicht einmal richtig spielen kann sie,“ gröhlte er. „Es wimmelt ja von lauter Fehlern — ganz groben Schni- tern! Das verstehen Sie eben nicht, Maier! Durch und durch unmuska- lisch ist sie, sag ich Ihnen; und so et- was hat die Mühseligkeit, Violine spielen zu wollen und mir die wunderbolle Abendruhe zu stehlen. Aber lange geht es nicht so weiter, lang nim- mer!“

Tag für Tag spielte die einsame Mansardenbewohnerin des Abends eine Zeitlang auf der Violine, schlicht, das muß man zugeben; darin hatte der Herr Rath recht. Dieser wurde natürlich von Tag zu Tag wüthender, und eines Tages hielt er die „Cuide- rei“ wirklich nicht mehr aus. „Das muß ein Ende nehmen!“ höhnte er. „All meine beschauliche Ruhe ist hin. Die insame Dubelei muß sie lassen oder ein von uns zieht aus, entwe- der sie oder ich!“

Der Herr Rath zog den Bratenrod an und legte die Pfeife weg. Die Maierin war starr. „Der Herr Rath gehen so spät noch aus?“ — Mit grümmender Miene deutete der Rath an die Decke. „Zu der Witwe oben?“ — Ihre Lüge fiel der Guten ein; sie wurde kaltweiß im Gesicht und packte ihren Herrn am Arm. „Lassen's mich gehn, Herr Rath, Sie sind ja unheimlich.“ — Der Rath rief sich los. „Nichts da!“ — Und schon stieg er wichtigen Schrittes die treyende Stiege empor.

Aus dem Mansardenzimmer tönten die grausam verkümmelten Klänge ei- nes einfachen Volksliedes hervor. Nicht einmal. „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ kann sie richtig spielen!“ Hastig klopfte er an. Drinnen brach die Musik jäh ab und hastige Schritte näherten sich gleich darauf der Thüre. Zum erstenmal stand der Herr Rath nun der Frau, der er gröhlte, gegen- über. Mit leichter Handbewegung lud sie ihn ein, näherzutreten. Zu- gleich frag sie leise, fast ängstlich: „Was führt Sie zu mir herauf, Herr Rechnungsrath?“ — Ob sie ahnte? „Sie kennen mich also schon?“ hub er an, sich räuspemd. — „Ich begegnete Ihnen schon verschiedentlich im Haus- thum, der Herr Rechnungsrath haben mich, glaube ich, nicht, erwiderte sie leise. — „Hören, wollen Sie sagen,“ brummte er, „man hört Sie ja nicht, Ihre Schritte, Ihre Stimme, alles ist leise, nur — hier hob er energisch den Ton — „Ihr Violinspiel, Sie verstehen, das ist laut, aufdringlich laut!“ — Er wick den ängstlichen Augen vor ihm aus; das blaße Ge- sicht schien noch um einen Schein blässer zu werden; aber — es mußte gesagt werden! „Das geht nicht so weiter, Ihr falsches Violinspielen, hö- ren Sie! Was war das eben wieder für eine Dubelei! Das macht einen verrückt!“ schrie er förmlich.

Jetzt war es gesagt, was er zu sa- gen hatte — rechtwüthig — Triumph spürte er gar keinen; im Gegentheil, wie Beschämung überfiel es ihn beim Anblick dieser traurigen Augen, der müd gebeugten, zornigen Gestalt. „Ach bin eben sehr nervös,“ flötete er, „und abgepannt, wenn ich Abends vom Bureau komme; diese allabend- liche Muebstörung.“ — „Sie haben ganz recht,“ schlug die leise Stimme, wie von Thänen erstickt, an sein Ohr, „ganz recht, und ich werde nicht mehr spielen.“ Ihr Blick flog zu der Violine dort auf dem Tisch unter der kleinen Lampe. „Ach werde sie von jetzt ab nur noch streicheln, streicheln

und betrachten —“ Ein wehes Zucken flog um den blaffen Mund und Thränen blinkten in den trauri- gen Augen. Das konnte der Rath nicht mit ansehen. Er war zwar nach außen etwas polterig, sonst jedoch ein weich veranlagter Mensch; jeden Gröhl fühlte er schwinden. So stammelte er jetzt etwas konfus: „Aber — so weinen Sie doch nicht. Wenn es Ih- nen so arg ist — so vermeinte ich es nicht, spielen sollen Sie schon, ja! Nur eine andere Zeit — tagsüber — wenn ich im Geschäft bin, würde es mir eben lieber sein, bitte!“ — Sie seufzte schwer. „Ich bessere Spizen aus in einer chemischen Reinigungs- anstalt, wo ich auch mein wenigem Essen verzehere. Ich bin nur Abends zu Hause. Das war alles anders, als mein Mann noch lebte und mein süßer Knabe,“ fuhr sie leise, wie um sich, halb unbedacht, zu verteidigen, fort. „Sehen Sie, Herr Rath, daß ich schlecht spiele, ich weiß es. Oft lachte mich mein Mann, der Theater- wirtsch war und mit zum Zeitver- treib Unterrichts auf der Violine gab, tüchtig aus wegen meines schlechten, musikalischen Gehörs. Und ich lachte mit — ich war ja so glücklich damals, so glücklich! Ich gab es auch bald auf, das Spiel, hatte keine Zeit mehr, als dann mein Kind zur Welt gekommen war. Später, als dieses heranwuchs, lehrte er der Vater nun auch das ge- liebte Instrument spielen. Der Jung- vogel hervorragend musikalisch begabt; das war nun freilich etwas anderes als mein Spiel; mit 5 Jahren schon konnte er einfache Lieder und Volks- weisen fehlerlos und mit innigem Ge- fühl vortragen. Oh, es lautete so schön, das Spiel des lieben Jungen! Und — sehen Sie, Herr Rath — wenn ich nun, nach all den entseßlich trüben Zeiten, in all der Verzweif- lung des jähren Verlustes der beiden mit so theuren Menschen das Instru- ment hier ergriffe, da kommt ein mild- der Trost in mein wüdes Herz. Wenn ich mit dem Bogen über die Saiten streiche, da kehrt in der Erin- nerung mein einig Glück auf kurze Zeit zurück. Ich bin dann im Lande der Glückseligkeit bei dem Kleinen. Darum suchte ich die Töne, die ich einst so oft und gern gehört.“ — Leise weinte sie. „Und das Lied von vor- hin, welches ich so oft spielte.“ „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man von liebsten, was man hat, muß scheiden“, das, Herr Rath,“ sagte sie zuckenden Mundes, „die in Thränen schwindenden Augen zu ihm aufse- schlagen, „das hat mein armer, schon dem Tod geweiht, kleiner Knabe an seinem Sterbetag gespielt — vielleicht ebenso schön, ebenso zitterig wie ich — mir klingt es, ach, wie Trost aus Himmels Höhen, wenn ich heut ver- suche, es nachzuspielen.“ Ganz muth- los fügte sie leise bei: „Nun ist auch dieser Trost vorbei!“ — „Nicht doch!“ — Erschüttert stieß der Rath über den leicht ergrauten Scheitel des armen, abgeugten Weibes, daß das Gesicht mit den blaffen Händen deckte. Mit vor Rührung heiferer Stimme bat er sie: „Spielen Sie getroßt jeden Abend, liebe Frau! Mich wird es nimmer stören! Spielen Sie nur und — ver- geben Sie mir!“

Dann schlich er hinauf in sein ein- fames Junggesellenheim.

Und wenn er des Abends zuweilen noch die Violine hörte, dann freute er sich und — daß sie falsch, zuweilen sehr falsch gespielt wurde, das — hörte er nicht mehr.

Morgengrauen in Berlin W.

Sinnsprüche über das Recht der Persönlichkeit schreiben sich schon unsere Badfische ins Stammbuch. Persönlichkeit wünschen sie später bei jedem Stück der Aussteuer. Die ruhige Linie und Eichenholz- schwere des Büfettis sollen den flatternden Geist sanft hinabziehen zu behaglichem Genuß; leichte, artige Wandlerstimme soll sich im Muster des Salontepplichs spiegeln. Mein- wegen maue jede Teigrölle sich durch individuelle Züge über die schöne Dupendwaare erheben; ein Ding nur bestreite ich das Recht der Persönlich- keit; der Automobilhülle. Wenn der Tag lärm, hört die Verschwiegenheit des Klangs kaum, in der stillen Nacht aber wird das Ohr des Schlaflosen, Schlaferschnendens peinlich helbsichtig für alle Modulationen. Jetzt schallt ein breiter, heiferer Baß herauf, gleich der Stimme eines Großvaters, der aus der Tiefe des Kehnhalses aut- wühlig polternd ungebärdige Entel zu- schreißt, jetzt ein Ruf kurz, klar, mel- lallisch scharf wie ein militärisches Kommando; dem Quaden einer über-

lounigen Kantippe ahmelt die War- nung der nächsten Suppe, und dann ertönt die Strahe wie von den hasti- gen Anglißscreien einer Seele, die von bösen Geistern windschnell durch die Häuserzelle geht wird. Im Halb- schlaf bedrängen uns wolkenartig auf- gezollene, wogende Phantome eines krüllenden Stiers, eines trampelnden Elephanten, eines verschlungenen Riesens, der sich in ein Riesensack- schneuzt; mit hellem aufschreiend, werden wir uns beneugt, daß nur die vermalebeiten Huppen den Abdruck erzeugt haben. Es gibt Huppen, die phlegmatisch tröten, Huppen, die cho- lerisch barsch den Fußgänger beißeit fauchen, fanquiniische Huppen, denen es wie einem fidelem Nachtschwärmer Spaß bereitet, mit hellem Judcher fröhlich schummernde Philtistler zu wecken, und auch melancholische, klä- gende Huppen.

Da ist das einformige Geräusch der elektrischen Straßenbahnen noch er- träglicher, wenn es auch nicht gerade wie Morprium oder Veronal wirkt. Schon in weiter Entfernung ahnt man den mächtigen Rollen aus Eisen und Glas mehr, als daß man ihn deutlich hört; plötzlich verstummt das leise Gröhlen und eine vage Hoffnung, daß wir uns getäuscht, zuckt durch unser gequältes Hirn. Aber die unbesche- dliche Stimme der Wahrheit erklärt das Verstummen durch eine Haltestelle und richtig: im nächsten Augenblicke geht das Dröhnen wieder ein und schwilt an, bis endlich schmerzend die Fluth der Töne sich durch die Strahe ergießt und das letzte Reflexion Schlaf, das in unseren Wimpern hina, un- barmherzig mit sich hinwegspült. Wir alten uns die Nase zu beim Gedanke, daß unsere Rohfahre in schmalen, dampfen Gassen Unratshäufen und faulige Tümpel duldeten: wie werden unsere Nachfahren über den Standal urtheilen, der das arme Trommelfell der Gegenwart erschüttert? Wann werden dem koffeinfreien Kaffee, der nikotinfreien Zigarre, dem atopho- lischen Wein lärmfreie Vertehrsmittel folgen?

Wald drei Uhr! In den Spalten der Jalousien schimmert nicht mehr der Schein der Bogenlampen, sondern bläuliches Dämmerlicht; ein flüher Windhauch zwängt sich durch und spielt mit der Gardine. Ich schiebe die Schlafverhülle auf, ziehe die Jalousie in die Höhe und lege mich aus offener Fen- ster. Die Strahe hat ein ganz an- deres Gesicht als bei Tage. Die Häuser mit ihren modischen Ziegelhöckern, den üblichen Germanien-Balkons und schal- lichenhaften Studornamenten sehen jetzt nicht aus wie gleichgültige Kapu- talanlagen irgendeines Grundstüch- spulanten, die mit Zentralfheizung und Müllschludern ausgerüstet und höchstens ein halbes Jahrzehnt alt sind; ihre Miene ist so geheimnisvoll, als wählten sie lange Gesichtchen zu be- richten.

Wie sie still, faßl, mit geschlossenen Lidern im leichthaften Licht des frü- hen Morgens stehen, gemahnen sie an Menschen, deren Athem zeitweilen recht alltäglich und platt vergnügt war, aber wenn die Hand des Todes darüber streich, einen seltsamen Ausdruck herbe- rief, eines unahbaren Räthsels er- halten. Durch die jungen Platanen, die den breiten Aieapfad und die Rasen- streifen in der Mitte der Strahe saamen, geht ein Wispern und Sum- men, das man tagsüber, wenn die Stimmen der Spaziergänger und spie- lenden Kinder heraufbringen, nicht vernimmt; triumphierend schwingt sich als Bote des Lebens über die bleichen Hausgespenster eine Amsel, die in der Steinwüste nicht die ländliche Bewoh- nung des Frühjahrs verlernt hat. Sie setzt sich auf eine sephonistischn Weilersche, die das ganze Jahr hin- durch unentwegt südwestlichen Wind angeigt, und schmettert ihr kurzstropfi- ges, lautes, frohes, ein wenig schmal- ziges Morgenlied. Hinter Fenster- scheiben antwortet ihr in der Nachbar- schaft ein Acanarierinogel, seine Triller klingen wie in Watte eingepackt. Die Amsel und der gefangene Vogel mus- tern schon; noch musiziert die Zigeu- nerkapelle des Cafes an der nächsten Ecke. Zuweilen erschalle ich einen ver- schwommenen Geigenton oder ein Fragment harter Klaviergehämmers. Vor dem Cafe blinzeln gelbe elektrische Lampen übermäßig und matt in den verdenden Tag; die Vorhänge sind heruntergelassen, als suche man drin- nen die Nacht mit ihrem künstlichen Glanz, ihrer künstlichen Luft festzu- halten.

Wieder ein paar Automobile. Im ersten zwei männliche Strohhüte, im zweiten ein ebenfölicher Strohhut und ein schwarzes Riesenrad, an dessen hellblauer Neutense beim raschenFah- ten der Wind puzt, im dritten ein Zy- c- linder, der zärtlich gegen einen knall- grünen Turban mit Reiferbeeren lehnt. Ja, die Leute im Westen, in Char- lottenburg, in Schöneberg sind keine Hinterwäldler. Sie brauchen nicht mehr zum eigentlichen Berlin zu wäl- den, wenn sie sich nächlichweise amü- sieren wollen. Mancher Fremde, viel- leicht auch mancher Berliner, denen die Friedrichstadt noch immer als gelobtes Land der Bummelseligkeit gilt, wä- ren bei einem spätem Ausflug nach dem Westen erstaunt wahrnehmen, wie hell auch hier die liebe, lange Nacht funtelt, wie weit in Groß-Berlin die Dezentrali- sation des Vergnügens vorge- schrieben ist.

Wo vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch Familien unter grünen Bäumen ihren unschuldigen Kaffee tröckten, brant jetzt in eleganten Sälen ein er- fahrener Spezialist echten schwarzen Mokka; wo in der bohnenumranten Veranda ihrer winzigen Sommervil- len Gebatter Schneider und Hand- schuhmacher sich an einer soliden Wei- chen labten, schlürften jetzt Herren im Smoking frivolen Sekt. In einzelnen Gegenden, z. B. beim Giepalast, ha- ben sich Mittelpunkte des Nachtbetriebs herausgebildet. Manchmal sind im Erdgeschloß von Miethhäusern die alten Außenmauern durch Gieffenträger, po- sierte Marmorplatten und Spiegel- scheiben erlebt, die Innenwände aus- gebrochen und die ehemaligen Zimmer zu einem geräumigen Saal zusammen- gezogen, in dem große Wandspiegel, weiße Tafelung, Goldleisten und die Lichtfluth aus hochmodernen Kristall- gebängen jede Erinnerung an die gut- bürgerliche Vergangenheit des Hauses verwischen. Ueber der Thüre leuchtet das Wort: Bar, vor der Thüre steht ein städtische Portier in langem, mit Gold- lichen besetzten Rock, der vor den ein- tretenden Herrschaften die Schirmmü- le aufstößt. Von dem Publikum, das äh- nliche Lokale der innern Stadt besü- chelt, unterscheiden sich die Nachfaher des Westens hauptsächlich durch den geringen Prozentsatz an Provinzialen. Seltener treten hier die ausertorenen Liebhaber der Poffenfabrikanten auf, die lebenslustigen Äliern Herren, deren Glagen daheim höchst würdig am Ho- norarioientenstammisch oder gar im Ra- der Stadtdäter leuchten.

Das dunke, eigenthümlich scharfe Blau des Himmels ist durch Weiß und eine geringe Bemischung von leichtem Oker und Krapplack erhelbt und gemil- dert. Vom Bürgersteig fällt der lang- same Schritt eines Privat-Wachman- nes, der mit Schlüsselbund und aus- gesähter Laterne seine letzte Runde macht und gähnend die schützbesohlenen Thüren v. Fenster prüft. Ein Dienst- mädchen mit hellem Wäscheleid und einem Kranz rother Mohblumen auf dem Hut schlüpf, eilig und leise ins Haus. Wieder ein Huppentraf und gleich darauf eine Autobrosche mit zwei Herren, die die Weine auf dem Vorderbein ausgebreitet haben, mit dem Spazierstöcken fucheln und ein Robe- relleisch johlen. Es müssen sehr ju- gendliche Herren sein oder keine richti- gen Berliner Wefender, denn diesen verbietet der Lehemann — Komment burcksafte Ausgelassenheit. Sie ist nicht vornehm. Vornehm ist, recht hüßig zugetropft und abgelebt vor der Bar die Nacht zu verbrüten, der Um- welt kalte, sture Blide durchs Englas zu gönnen und Sekt zu trinken, als gäbe es außerdem kein menschenwürdi- ges Getränk.

Zum letzten Male beweilte ich in einem westlichen Nachtrestant an dem Morgen, der den Beginn des Welt- flugs deutscher Luftfahrer brachte. Das Lokal war noch voller als sonst, der Zigarettenrauch noch dichter; auf der Strahe wartete eine lange Reihe von Automobilen. Herren und Du- men hörte man ferkeln über die Schau- reden, die sie erwartete; die Gespräche drehen sich wie üblich in engen und freiern Zirkeln um einen Punkt; aber eine gewisse Aufregung und Erwar- tung lag doch über dem Publikum. Ein unetquidischer Gegenschlag; die Klie- ger, die mit äußerster Anspannung ihrer Nervenkraft die tüchtigen Schwin- nen meistern, um den gefährvollen Er- oberungstiege des Menschengeistes ge- gen die leere Luft weiterzulämpfen, und die Zuschauer aus dem Nachtsafe, die nach einer neuen Sensation gieren u. sich auf sichern Rufen von dem Ge- danken abgelassen lassen, daß der Mensch, der hoch oben dahinfliegt, vielleicht im nächsten Augenblicke als ein blutiges Bündel von Fleisch und Knochen am Boden liegt.

Gegen drei Uhr gina eine Bewegung durch die Gasse; man rüffete zum Auf- bruch. Die Herren — Ellenreiter, Militärärzte und andere — so- en lange, sportmäßige Kleider — so- en eine tertierte Sportmütze auf den Kopf und schoben den Feldstecher

im Lederfuralat unternehmend vor den Raug; die Damen hülfen sich in Staubmäntel und banden sich die Hü- te und falschen Voden mit Säleiern fest. Und dann quollen sie hinaus, in Haaren und Kleibern den Geruch von Tabakrauch, Schlummerpinkeln und süßlichen Parfüms, quollen hinaus in die kühle, leuchtende Frische des Morgens. Jetzt ist der Himmel ganz licht. Auf das helle seidene Blut tunft Aurora mit ihrer Puberanche ein paar zarte, rosige Frieden. Immer noch rasen von Zeit zu Zeit Automobile durch die Strahe. Ein Mann, der einen Hand- stoffert trägt, eilt vorbei, verachtet seine Taschenuhr mit der Uhr am Laden eines Uhrmachers und setzt sich darauf in Trab. Die Amsel singt bald hier, bald dort eine Strophe; in den Pla- tanen zanken sich Spähen. Von fern höre ich schwere Karren rumpeln. An einem Hauke gegenüber steigt ein Schmuckaufbau aus weißem Stuch über den Rosenarbenfenstern auf. Ein schmaler, röhlich — goldener Streifen zeigt sich an der höchsten Zade des Aufbaus, erbreitert sich langsam und bietet den Anblick eines Miniatur- A- penstübchens. Einen theoretischen Hum- nus auf die Sonne, die strahlende Kö- nigin, im Herzen, treffe ich praktisch Vorkehrungen, um ihr Licht aus dem Zimmer zu verbannen und, wenn möglich, etwas von dem verkümmerten Schlaf nachzuholen.

Ein Dreadnought der Musik.

Die Eroberung des kglüchlichen Lebens durch die Musik, die mit Chaperentiers Louie eingestrichelt hat, und durch die Symphonia domestica von Richard Strauß fortgetrieben wurde, hat nun einen neuen Erfolg gezeitigt: Ein Eng- länder hat ein ganz riesiges Werk in Musik gefügt. Bruce Swan, der Schöpfer der Dreadnought - Suite, ist Organist des St. Bartholemew - Ho- spitals und hat bisher nur Kirchen- kompositionen geschaffen. Nun aber hat er sich ein Thema gewählt, das je- den echten Engländer begeistern muß; den Ruhm der englischen Flotte, dar- stellt in einem ihrer riesigsten Vertre- ter.

Ein Londoner Blatt macht seine Les- er doll stolz mit diesem Musikstück bekannt und erläutert die vier Abthei- lung der Suite durch Notenbeispiele. Im ersten Theil, dem Stappell auf des Dreadnought, wird uns zunächst in ei- nem rhythmisch kraftvollen Leitmotiv das mächtige Schiff selbst vorgestellt; ein feierliches Andante mit einem mächtig ansprechenden Crescendo soll uns den großen Moment vergegenwär- tigen, da das Schiff in die heimatlichen Wellen der Meerfluth eintaucht und sich in stolzer Majestät zum ersten Male auf den Bergen Schowtafelt.

Im zweiten Theil, der den Titel trägt, Bei vollem Wind, wird uns das Leben an Bord in heiteren, bunten Farben ausgemalt. Wohl heult der Sturm und rasen die Wellen, aber die Natur kann dem Riesenschiff nicht anhaben, das in dem gleichmäßigen Stompfen seiner Maschinen ruhig da- herbraut. So schwillt denn der Oran, den in einem Fortissimo das Orchester virtuos dargefellt hat, allmählich ab, und macht der Meeresstille Platz, deren lieblich — idyllische Reize im dritten Teil der Suite vorgeführt werden.

Eine sanfte Melodie präudiert und geht in die feierlich gehaltenen Töne über, die einen Sonntagmorgen an Bord der Dreadnought schil- dern. In feiertäglichen Staat und feierlich Ruhe gleitet der Dreadnought durch das strahlende Himmelblau des Mitteländischen Meeres und wirkt seine Anker aus in rubiger Majestät. Der Schlufftag beginnt mit einem Ge- bet; durch die langsam verhallenden Klänge tönen die Schreie der Seebögel, die rund um das Schiff flatternd ihre Nahrung suchen. Dann setzt plötzlich eine Fugenform ein, die in tiefen Paß mit Cellos und Bratschen beinaht und zu deren Begleitung bald das Blech einsetzt. Dann ertönt gewaltig das Kommando: Voldampf voraus nach der Heimath!

Das Leitmotiv des Anfangs, das den Dreadnought verkörpert, und das bisher schon in der Suite immer wie- der veruoben war, erhebt sich nun zu einer letzten Steigerung. In einem Uniform des ganzen Orchesters brausen der Zuber über die Heimfahrt, der Triumph über das Gelingen der ersten Fahrt des Schiffes, der Stolz auf die Macht der britischen Flotte zusammen, und diese mächtige Tonentfaltung, die alle Motive noch einmal zusammen- faßt, beschließt die musikalische Ver- herrlichung des Dreadnought.

In Deutschland scheint die Zeit nicht mehr fern zu sein, da man auch als einjährigfreiwilliger Luftschiffer seiner militärischen Dienstpflicht jold genügen können.